

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 35 Gießen, Sonntag, 13. nach Trinitatis, den 2. September 1917 6. Jahrg.

Dankbarkeit.

Evangelium des Lukas 17, 17. Wo sind aber die Neune?

Zur Zeit Jesu waren die Aussägigen vielleicht die bejammerwertesten Leute. Wegen der schrecklichen Krankheit wurden sie von ihren Mitmenschen gemieden; niemand kümmerte sich um sie, und, entblößt von den nötigsten Mitteln, mußten sie wie Tiere in einsamen Höhlen hausen. Da können wir uns die Freude der zehn Aussägigen lebhaft denken, als Jesus sie heilte. Und doch ist nur einer recht von Herzen dankbar, so daß Jesus die mahnende Frage aussprechen muß: „Wo sind aber die Neune?“ Ja, wo bleiben überhaupt so viele Menschen, wenn es gilt, Dankbarkeit zu beweisen? Und doch ist es gerade der Prüfstein eines anständigen und vor allen Dingen eines christlich durchgebildeten Charakters, jederzeit dankbar sein zu können für genossene Wohltaten, für einen guten Rat, für anständige Gesinnung, die uns entgegengebracht wurde. Leute, die das vergessen, werden auch sonst mit großer Vorsicht zu betrachten sein. Dankbar gegen Menschen wird aber nur der sein können, welcher Gott gegenüber dankbar ist. Da erhebt sich aber für viele die Frage: Wofür? „Ich Dir danken, wofür?“ Ja, wer nicht die göttlichen Wohltaten kennt, kann das auch nicht. Wer aber den Frieden eines mit Gott verbündeten Gewissens erfährt, wer mit geistlich geschärften Augen die göttliche Hand in sein Leben hineinragen sieht, wer sich von Gott auf seinem Lebenswege geführt und mit Segen überströmt weiß, der kann gar nicht anders, als die Aufforderung des Psalmisten in Wort und Tat umzusetzen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“

Auch jetzt im Krieg? wird mancher beim Lesen dieser Zeilen denken. Können Eltern, die mehrere Söhne verloren, esend zusammengeschossene Krieger und viele andere heute diesen Psalmpruch beten?! Darauf kann ich nur sagen: es gibt solche Menschen. Die haben die Güte und Freundlichkeit ihres Herrn so oft erfahren, die fühlen sich gerade auch im Leid als Kinder Gottes und sprechen mit dem Apostel: in dem allen überwinden wir weit. Sie haben die köstliche Perle und den Schatz im Ader gefunden. Das ist ihr höchstes, unzerstörbares Besitztum, dem sie alles andere unterordnen. Und dafür sind sie dankbar, heute und immerdar.

Gießen vor 40 Jahren. †

(Schluß.)

6. Zeitereignisse.

Nach den großen Kämpfen um die Einheit Deutschlands und den Kriegen, die schon vorher um die Mitte des Jahrhunderts in der oberitalienischen Tiefebene ausgefochten worden waren, traf für unseren Erdteil ein besamter, nicht sehr sinnvoller Vers zu, der Vers: „Und wenn Europa Ruhe hat, so hat Europa Ruhe.“ Erst 1877 wurde es wieder unruhig, und zwar im Wetterwinkel Europas, auf der Balkanhalbinsel, von der auch dieser Weltkrieg seinen Ausgang genommen hat. Doch hat der Kampf der Russen mit den Türken auf Deutschland eigentlich nur insoweit eingewirkt, als man dem saureren Wein des Jahres 1877 den Namen „Schiffka“ gab. Das ebenso saure Gewächs des Jahres 1878 hieß im Hinblick auf kriegerische Ereignisse in Afrika der „Zulu“. Man sah damals ruhig zu, wie hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. War Deutschland damals glücklicherweise von Krieg und Kriegsgeschrei verschont, so wurden um so lebhafter einige andere Ereignisse, die den Aelteren unter uns noch sehr deutlich im Gedächtnisse haften, überall besprochen.

Obenan steht hier das schauerhafte Verbrechen, das am 11. Dezember 1875 in Bremerhaven begangen wurde. Die Wahrheit über dieses gräßliche Ereignis sicherte erst langsam durch. Es war an dem genannten Tage, als der nach New York bestimmte Dampfer „Mosel“ gerade seine Passagiere an Bord genommen hatte und die letzten unter diesen noch eilig herzuliefen, als in nächster Nähe des Schiffes eine furchtbare Explosion erfolgte. Man meinte zuerst, daß der Kessel eines nebenanliegenden Schleppdampfers explodiert sei, dann aber stellte sich heraus, daß der Sachverhalt ein anderer war. Eine Kiste, die durch Arbeiter eiligst nach der „Mosel“ geschafft werden sollte, war explodiert und hatte großes Unheil angerichtet. Die Untersuchung stellte heraus, daß diese Kiste mit Sprengstoffen angefüllt war. Ein Mann, namens Thomas oder Thomassen, der sich an demselben Tage in einem Hotel in selbstmörderischer Absicht durch einen Revolver-schuss so schwer verletzete, daß er einige Tage darauf starb, hatte, wie allmählich herauskam, eine sogenannte Höllemaschine — der Ausdruck ist übrigens sehr treffend — verfertigt und in der Kiste verpackt. Der

Verbrecher, der Amerikaner war, hatte eine Explosionsmasse mit einem in einer bestimmten Frist ablaufenden Uhrwerk versehen, dessen Schlaggewicht sodann eine Bündelacke treffen und die Explosion hervorrufen sollte. Der Mann hatte sein nach New York aufgegebenes Reisegepäck hoch versichert und gedachte das Schiff auf hoher See zu vernichten, um die Versicherungssumme zu erhalten. Seine Höllemaschine hatte er in einer Remise in Bremen hergestellt. Das Uhrwerk war in Thüringen gefertigt worden, der Uhrmacher, bei dem die Bestellung gemacht worden war, hatte keine Ahnung, wozu seine Arbeit dienen sollte. Die teuflische Absicht ist nun doch nicht so verwirklicht worden, wie der Verbrecher es vorhatte. Augenscheinlich hatten die Arbeiter die Kiste etwas unsanft aufgestoßen, und sie explodierte im Hafen. Wir sind heute an andere Zerstörungen gewöhnt, damals aber ging ein Aufschrei des Schreckens durch ganz Deutschland hindurch. Durch diese Explosion waren 81 Menschen getötet, 20 schwer verwundet worden, viele waren vermisst. 210 Menschen waren brotlos geworden. Die, welche dabei zu Schaden gekommen waren, waren zumeist Arbeiter und Handwerker, die nach Amerika auswandern wollten. In ganz Deutschland, auch in Gießen, sammelte man für die unglücklichen Hinterbliebenen.

In diesen Jahren trugen sich in Deutschland viele verheerende Naturkatastrophen zu. In Gaub am Rhein kam das dicht an das Städtchen herantretende Schiefergebirge ins Rutschen und deckte eine ganze Straße ein. Auch hierbei — das Unglück ereignete sich in der Nacht — kamen Menschen um das Leben. Pioniere aus Coblenz eilten herbei und gruben aus, was noch aus den Trümmern zu retten war.

Zu Kirn an der Nahe richtete in der Nacht vom 4. zum 5. August 1875 eine Ueberschwemmung große Verheerungen an. Bei Abbaumen im Hunsrück war in dieser Nacht ein Wolkenbruch gefallen, der von dem Gebirge herniederfließende, bei Kirn in die Nahe einmündende Bahnenbach rauschte, zum Strom geworden, in das Nabetal hernieder. In wenigen Minuten reichte das Wasser in dem Städtchen Kirn bis an die Dächer. Es war nachts zwischen 10 und 1 Uhr, als sich das Unglück zutrug, alles lag im tiefen Schlafe, viele Bewohner wurden im Schlafe von den Fluten hinweggerissen, fast sämtliches Vieh wurde getötet. Bei Tagesanbruch hatten sich die Wasser, wie einst bei der Sintflut, wieder verlaufen, aber die mächtig angeschwollene Nahe führte Leichen, mehrere Hundert Stück Vieh, Betten, Haus- und Feldgeräte in ihren gelben Fluten bis nach Kreuznach und Bingen fort. In dem Dorfe Bahnenbach war eine ganze, aus Vater, Mutter, Großmutter und zwei Kindern bestehende Familie in den Fluten unter Jammergeschrei begraben worden.

Das Jahr 1876 brachte Naturkatastrophen auch für Hessen. Von dem Sturm, der am 12. März 1876 auch in Gießen so großen Schaden anrichtete, haben wir schon im vorigen Jahre, als genau 40 Jahre seit diesem Naturereignis verlossen waren, berichtet. Heute sei noch einiges darüber nachgetragen. Der Orkan scheint von der Nordsee gekommen zu sein und rheinaufwärts seinen Weg genommen zu haben. In Bonn stürzte der Turm der Münsterkirche herab, Dächer, Kamine und Fabrikhornsteine wurden am Rheine in großer Zahl zerstört. Zwischen Oppenheim und Nierstein wurde eine Allee von 214 Bappeln niedergelegt, zwischen Mainz und Kastel wurden 111 Bäume vernichtet. In der Mainzer Rheinallee wurden starke Stämme, auf dem dortigen Friedhofe sogar ein Baum, der einen Durchmesser von einem Meter hatte, umgeworfen. Die Bahnstrecke Alzey—Bingen war durch entwurzelte Bäume, die sich auf das Geleise gelegt hatten, unfahrbar geworden. Zu Spremlingen in Rheinhessen hatte der Orkan Dächer abgedeckt und unzählige Trümmer auf die Straßen geworfen. Die ältesten Leute hatten seit 1809 etwas Derartiges nicht mehr gesehen. Ähnliches wird aus Alfeld, Hanau und Kassel berichtet. In dem benachbarten Staufenberg waren alle Dächer beschädigt, Obstbäume und Waldungen waren zerstört. Eine Gesellschaft Gießener Herren, die, wie man früher auf gut deutsch sagte, mit der Chaise nach Staufenberg gefahren waren, hatten einen mühevollen Rückweg; denn die Straße war überall mit umgestürzten Bäumen beharrkadiert. Mehrere Male mußten die Insassen auf dieser „Vergnügungsfahrt“ aussteigen und den Wagen über den Straßengraben heben. Von der Badenburg an nahm der Kutscher den Rückweg über Wiesfeld. Auch in unserer Stadt waren viele Dächer und Schornsteine beschädigt, das Türmchen auf dem Rathaus war eine Ruine geworden, von dem Dach an dem Hause des Lehrers Jung in der Löberstraße war die Hälfte herunter in die Wiesfeld geflogen. Groß waren die Verheerungen im Stadtwalde, die Nadelholzbestände längs der Straßen nach Rödgen, Grünberg und Lich waren vernichtet, die Bäume lagen platt auf der Erde und die Wurzeln starren in die Höhe. Der Orkan hatte mit Blitz und Donner begonnen und war von Westen nach Osten über unsere Stadt hinweggezogen. In Wezlar fiel das Steinhäus der Feuerwehr um, in Marburg der Aussichtsturm auf der Spiegelslust, in Wiesbaden die Militärturnhalle. In Darmstadt war die Stallung eines Zirkus zerstört worden, doch gelang es, die Pferde zu retten. Zwischen Friedberg und Frankfurt war der Verkehr auf der Eisenbahn eingestellt worden.

Einige Wochen später wurde die Gegend zwischen Mainz und Bingen schwer heimgesucht. Am Abend des 2. April fiel bei Mainz ein Wolkenbruch, der die Bahn-

dämme bei Gonsenheim und Heidesheim zerstörte. Am schwersten wurde das Dorf Heidesheim betroffen. Dort verwüstete das Wasser die ganze Gemarkung und riß ganze Straßenviertel weg. Das Unwetter fing mit einem Hagelschlag an, dann brach der Wolkenbruch hernieder, Stürmläuten, Silberhufe, Brüllen der Tiere, das Rauschen der Flut, das waren die Töne, die die schreckliche Naturkatastrophe begleiteten. Als bald waren 40 Häuser verschwunden, 9 Leichen grub man aus dem Schlamm aus. Ein fremder Mann war auf einen Baum gestiegen, als ihn das Unwetter im Felde überraschte, wenige Minuten später waren Mann und Baum verschwunden, es war wahrlich, wie das oft große Maler bei der Schilderung der Sintflut dargestellt haben. In demselben Frühjahr war das Ried ein einziges Meer. Stadt und Bischofsheim waren überflutet, bei Mainz gingen die Räder der Eisenbahnwagen bis an die Achsen im Wasser. Diese Rheinüberschwemmungen hatten wohl darin ihre Ursache, daß der Strom noch nicht genügend ausgebagert und verbreitert war. Zum letztenmal wurde Hessen durch eine große Rheinüberschwemmung an der Wende des Jahres 1882 geschädigt. Diese Ueberschwemmung war noch größer als die des Jahres 1876. Aus den interessanten Mittheilungen, die Pfarrer Frohnhäuser in Lampertheim, später in Mainz, über diese Ueberschwemmung gemacht hat, seien hier nur zwei Einzelzüge erwähnt. Lampertheim war damals — es war in der Zeit zwischen Weihnachten 1882 und Neujahr 1883 — ganz unter Wasser gesetzt, über die weite Ebene schwoh die Flut hinüber, unheimlich und lautlos. Auch am Pfarrhaus reichte die Flut schon beinahe so weit, daß sie zur Haustür hereinkam. Die Bewohner des Hauses waren eines Abends in Angst und Sorgen versammelt, da wurde an die Haustür geklopft. Allgemeines Erschrecken, da doch bei der Ueberschwemmung niemand in den Hof gelangen konnte. Als der Hausherr nachsah, sah ein Feldhase vor der Thür, er war es, der um Einlaß angeklopft hatte. Das Pfarrhaus in Nordheim war so von den Fluten umspült, daß seine Bewohner es nicht mehr verlassen konnten, mit einem Kahn wurden sie hinweggebracht. Als der 67jährige Pfarrer Knodt aus dem Fenster heraus in den Kahn gehoben wurde, sprach er das Wort des römischen Dichters Horaz aus: *Aequam memento rebus in arduis servare mentem*, d. h. bewahre in schwerer Lebenslage deinen Gleichmut.

Erwähnt sei noch ein politischer Prozeß, von dem im Jahre 1875 in Deutschland viel geredet wurde. Das war der Prozeß, den Bismarck gegen den früheren Botschafter in Paris, den Grafen Arnim, angestrengt hatte. Arnim hatte die Weisungen seiner Regierung einfach nicht befolgt, diesen Weisungen sogar entgegengehandelt, angeblich um Bis-

marck's Sturz herbeizuführen. Auch die Beiseiteschaffung von Akten war ihm vorgeworfen worden, doch wurde er hieron freigesprochen. Er erhielt eine Gefängnisstrafe von drei Monaten, der Verbüßung der Strafe entzog er sich durch die Flucht in das Ausland.

Das waren die Ereignisse, die damals die Gemüther der Mitlebenden in Bewegung setzten. Es war eine ruhige Zeit, die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Unsere Ausführungen haben den Nachweis geliefert, daß sich seit dieser Zeit im öffentlichen Leben, in Handel und Wandel und auch im Denken und Fühlen unseres Volkes vieles geändert hat. Mögen unseren Nachkommen in 40 Jahren wieder so ruhige und gedeihliche Jahre beschieden sein, wie es die Jahre waren, die wir in dieser Artikelreihe vorgeführt haben. H. B.

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Unfern vom Dorfe holte ich zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben von 5 bis 8 Jahren ein, welche einen Henkelforb mit Kartoffeln schleppten, den sie alle zehn Schritte niedersetzen mußten, weil er ihnen zu schwer war. Die armen Kinder weinten, gaben auf meine Frage an, sie sollten den Korb nach Berlin tragen, und es war voranzusehen, daß sie in dieser Weise die Stadt nicht vor Mitternacht erreichen konnten. Ich kannte einen solchen Jammer zu sehr aus eigener Erfahrung, als daß mein Mitleid nicht erwacht wäre, und so trug ich ihnen den nicht leichten Korb bis zum Tore und erfreute mich ihres kindlichen Dankes. Zu meinen Lieblingspassionen gehörte es auch, Türme zu besteigen.

Ich arbeitete jetzt schon vieles, ja das Meiste besser und schneller, als mein Oheim; die Bestellungen gingen sehr zahlreich ein, so daß die gewöhnliche Arbeitszeit nicht mehr zureichte und ich oft am Feierabend oder auch des Sonntags arbeiten mußte, natürlich ohne irgend eine Entschädigung. Außerdem blieb alles beim alten, nur wurde jetzt weniger getadelt und gekurrert.

Ein neuer Lehrbursche trat zu Michaelis ein. Er war der Sohn eines Subalternbeamten und ein ordentlicher Mensch, der bei seinen Eltern schlief, also nur am Tage bei uns weilte. Sein Vater zahlte ein Lehrgeld von 50 Talern. Dafür wurde er zu Michaelis eingeschrieben und brauchte nur drei und ein halbes Jahr zu lernen; er mußte also mit mir zugleich Geselle und ausgeschrieben werden, obgleich ich schon über anderthalb Jahre arbeitete. — So gut hat man es, wenn man nicht allein steht und nicht völlig arm ist. — Von Anfang an wurde er überdies sehr viel besser behandelt

als ich, und zwar in auffallender Weise. Ich meinte zu meinem Oheim, jetzt würde wohl der neue Bürsche das Messerpuzen übernehmen können, da ich es schon so lange besorgt hätte; allein da kam ich schön an. Es war keine Rede davon. Ich behielt alle Küchen-geschäfte; jener blieb mit allem verschont; er brauchte keine Stiefeln zu puzen, keine Lebensmittel oder Kaufmannswaren zu holen; kurz, er war aller jener entwürdigenden Dienste enthoben. Mich kränkte das mehr, als ich es sagen kann. Entweder, argumentierte ich, gehören diese Dienste zu den Befugnissen eines Lehrburschen, dann kommen sie ihm so gut zu wie mir; oder sie gehören nicht dazu; wie kommt es dann, daß ich damit geplagt werde? Und immer konnte ich keine andere Antwort finden, als: weil du ein armer Teufel und ohne einen Beschützer bist, weil du zugleich das Unglück hast, der Nefte deines Lehrherrn zu sein! Daß mein Oheim nicht selber auf den Gedanken kam, dieses schreiende Unrecht, schon seines eigenen Vorteils wegen, wenigstens zu mäßigen, war mir unbegreiflich, und nur der Unverstand der Weiber, die dabei ein bequemeres Leben führten, vermochte dies zu erklären.

Meinen nur zu gerechten Anmut meinem Gefährten empfinden zu lassen, war ich übrigens weit entfernt. Es war ein gutmütiger Mensch, wenngleich nur gewöhnlichen Schlages, ohne irgend hervorsteckende Anlagen. Aber wir wurden bald Freunde, soweit dies bei der Verschiedenheit unserer Sinnesart möglich war. Ein Freund, im höheren Sinne des Wortes, das fühlte ich wohl, konnte er mir nicht werden; wohl aber war er für einen näheren Umgang geschaffen, und bei der Bedürftigkeit meines Herzens war er mir willkommen. Bald führte er mich auch in den Kreis seines Hauses ein. Er hatte eine ältere Schwester, die mit ihm auf gleicher Linie stand, ein nicht hübsches Mädchen, doch gut, häuslich und umgänglich. Die Mutter war vor einigen Jahren gestorben. Der Vater, ein großer, ernster Mann, früherer Militär, wollte mir bald wohl, war ein Freund der Musik und erfreute sich oft an meinem Flötenspiel. Ich war von jetzt ab des Sonntags abends dort und fing von der Zeit in den Augen meiner Tante an, förmlich Geltung zu gewinnen. Es schien, ihrer Meinung nach, doch eine Spur von Vernunft in mir zu sein.

Mein Oheim hatte die empfangenen 50 Taler gut angewendet und ein kleines stählernes Walzwerk gekauft, das einen großen Teil der Arbeiten wesentlich erleichterte, mit denen ich mich sehr hatte quälen müssen. Der Winter kam und brachte alle die früher beschriebenen Plagen mit, die ich nicht wiederhole, da ich schon genug Jammer geschildert habe. Sehr beschwerlich war mir das Ab-

holen der alten Großmutter von ihren Töchtern, was jetzt wie in den vorigen Wintern regelmäßig nach 9 Uhr abends aus weit entfernten Gegenden fünfmal in der Woche stattfand. Oft mußte ich dort noch warten, dann hatte ich sie am Arme zu führen, durch Straßen und Gassen, die oft vor Schmutz oder schmelzendem Schnee wie vor Glatteis kaum zu passieren waren. Gesprochen wurde unterwegs fast nichts. Dies Abholen war mir in mehr als einer Hinsicht fatal; nahm es mir doch auch die ohnehin so sehr beschränkte Zeit für meine Studien. Außerdem las der Oheim im Winter oft laut vor, und ich mußte dann, wenn die Glocke schlug, mitten in irgend einer interessanten Situation auf und davon. Wir lasen aus einer Leihbibliothek, die sich an der Königbrücke befand, und ich mußte die Bücher meist in der Dämmerung wechseln, weil dann am wenigsten versäumt wurde. Oft las ich dann, wenn das Tageslicht es erlaubte, unter irgend einem Torwege rasch nach und holte dann die Zeitverjämmerung ein, indem ich im vollen Galopp durch die Straßen stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 2. September.
13. nach Trinitatis.

Kollekte für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-stiftung, zugunsten deutscher Kriegsinvaliden.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde. Pfarrassistent Vic. Reuning. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, siehe Stadtkirche. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. — Mittwoch, den 5. September, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrer Ausfeld.

*

Wartburg, evgel. Jünglings- und Männer-Verein, Diezstraße 15. Sonntag, den 2. September, abends 8 Uhr: Vortrag. Donnerstag, den 6. September, abends 8 1/4 Uhr: Leseabend. Gäste stets willkommen.

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten. Jeden Mittwoch von 6—7 Uhr für die jüngere Abteilung. Jeden Samstag von 6—7 Uhr für die ältere Abteilung im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde. Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.